

Das Erwachen am ersten Tag nach meiner Heimkehr war von eigener Art. Tastend suchten die Gedanken die so veränderte Umwelt zu begreifen. Traumbilder und gespeicherte Wunschvorstellungen verschleierten anfangs noch dieses Bemühen. Dann wurde ich der Wirklichkeit zurückgegeben.

Nach vier Jahren war ich endlich wieder bei meiner Familie. Das finstere, tiefe Tal, durch das wir, jeder auf seine Art, hindurchmussten, lag jetzt hinter uns. Eine Bibelstelle, Offenbarung 21,1, kam mir in den Sinn: „Und ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde.“

Inmitten dieser Gedanken wollten die Jungens zu ihrem Recht kommen. Sie lagen schon eine ganze Weile auf der Lauer und linsten aus ihrem dreistöckigen Bettgestell zu mir herüber, um zu sehen, ob ich die Augen schon auf hätte.

Beide konnten es gar nicht erwarten, mir vom größten Erlebnis ihres Lebens zu berichten, vom Treck, oder besser gesagt, von der „Flucht nach Westen“. Für sie war dieser Aufbruch ein Abenteuer gewesen, das eines Tages um die vierte Morgenstunde seinen Anfang genommen hatte. Mit fünf Pferden und zwei Kutschern nebst deren Frauen hatten sie Saunstorf am 10. Mai 1945 verlassen. In großer Heimlichkeit war am Tag vorher alles unbedingt Notwendige auf die Wagen gebracht worden. Dazu gehörten neben Kleidung und Wertsachen Brot, Wurst, Speck, Butter, Eier, Schinken und Kartoffeln, um die erste Versorgung sicherzustellen.

Die Söhne kannten natürlich nicht die einzelnen Dörfer, die sie an diesem Morgen durchfuhren. Sie wussten nur, dass am Stadtrand von Ratzeburg ein regelrechtes Biwak abgehalten und im Freien gekocht wurde.

Meine Ilse versuchte, in Ratzeburg noch etwas einzukaufen. Das Geld, das sie in einem Brustbeutel bei sich trug, hatte erstaunlicher-

weise trotz aller beginnenden Auflösungserscheinungen noch seine volle Kaufkraft. Die Suche nach einer Übernachtungsmöglichkeit hatte Erfolg, denn kurz hinter Ratzeburg entdeckten sie eine leer stehende Wehrmachtsbaracke, in der sich aus herumliegendem Stroh leicht ein Nachtlager herrichten ließ. Der frühzeitige Aufbruch und die allgemeine Erregung trugen dazu bei, dass sie, von der Müdigkeit übermannt, bis in die frühen Morgenstunden hinein Schlaf fanden. Gegen zehn Uhr, nachdem alles verstaut war, setzte sich der Treck wieder in Bewegung. Am Abend kam die Kolonne in Rethfurt an, einem Gutshof, der auf halbem Weg zwischen Hamburg und Segeberg liegt.

Das Gut gehörte einer Frau Felix, sie hatte es verpachtet und wohnte nicht dort, sondern in Hamburg. Durch eine Freundin hatten von Oertzens erfahren, dass das Gutshaus teilweise unbewohnt war. Es wurde nun kurzerhand im Erdgeschoss das große Herrenzimmer für Rudolfs Familie requiriert, meine Familie erhielt den Musiksalon. Rudolf fand im zweiten Stock einen ruhigen Raum, der eine herrliche Aussicht auf den Park bot und ihm vom ersten Tag an die Möglichkeit gab, seine kompositorische Arbeit fortzusetzen.

Dadurch überwand er den Zusammenbruch von innen her, stand über allem und war neben seiner Frau Marie Luise, die die Ruhe in Person war, das Haupt dieser großen Flüchtlingsfamilie.

Die Kutscher fanden in den Gebäuden, die zum Gut gehörten, eine Bleibe. Die Familie des Gutspächters Madsen war von der ersten Stunde an hilfsbereit und versuchte, sich in die Lage der Flüchtlinge zu versetzen. So bekamen die Familien jeden Tag für die Kinder zwei Liter Vollmilch. Das bildete eine wesentliche Grundlage für die Ernährung, denn mit Haferflocken und Grütze war vorgesorgt worden.

Der Entschluss, Saunstorf zu verlassen, war auf merkwürdige Weise zustande gekommen. Das große Herrenhaus hatte gleich nach dem Einrücken der Besatzungstruppen geräumt werden müssen. Es wurde von Amerikanern belegt, ein Oberst mit seinem

Stab bezog dort Quartier. Da die Gutssekretärin englisch sprach, war sehr schnell ein Kontakt mit dem Oberst hergestellt.

Im großen Herrenzimmer befanden sich die beiden Steinway-Flügel, Rudolfs und auch der meinige, den ich nach Saunstorf ausgelagert hatte. Der Oberst erkundigte sich angesichts der beiden Instrumente bei der Sekretärin, ob hier ein Musiker wohne.

„Ja“, sagte sie, „Herr von Oertzen ist Pianist und Komponist.“ Das erregte das große Interesse des Obersts. Er äußerte den Wunsch, Herr von Oertzen möge ihm am Abend etwas vorspielen.

Der Oberst war dann davon so beeindruckt, dass er spontan sagte, Rudolf könne sich von ihm etwas wünschen.

„Nun“, sagte Rudolf, „dann wünsche ich, von Ihnen die reine Wahrheit zu erfahren. Werden die Amerikaner in Saunstorf bleiben oder doch bald wieder abrücken?“ Rudolf war durch seinen Schwager von Roenne über die Vereinbarungen von Jalta informiert worden. Der Oberst zögerte nicht und sagte, dass Saunstorf in absehbarer Zeit in die zwischen den Alliierten festgelegte sowjetische Besatzungszone einbezogen würde. Er stellte Rudolf besondere Papiere aus, die es ermöglichten, ungehindert die militärischen

Wachposten zu passieren und nach Westen zu trecken. So

war es schließlich doch glimpflich abgegangen.

Wir standen nun auf Trümmern und mussten versuchen, mit den Gegebenheiten fertig zu werden. Der Höhepunkt des Sommers war bei meiner Rückkehr bereits überschritten. Unsere ersten Spaziergänge führten uns durch den Gutspark an die Alster, die ihn in großem Bogen umgrenzt.

Absichtlich hielten wir in diesen Tagen vieles von uns fern, als wenn wir in der Stille die Grundsteine für Zukünftiges zu legen hätten.

Wir versuchten zunächst, unseren „Musiksalon“ so zu verändern, dass er den Ansprüchen einer Flüchtlingsfamilie, die wir ja waren, gerecht wurde. Ein dreistöckiges Bett hatte der Bürgermeister zur

Verfügung gestellt und der Pächter Madsen eine eiserne Bettstelle älteren Jahrgangs vom Boden geholt.

Doch was uns fehlte, war ein richtiger Tisch, um den sich die Familie versammeln konnte. Alles Herumfragen und Aufstöbern führte zu keinem Erfolg, bis ich schließlich auf den Gedanken kam, selbst einen Tisch zu bauen. Ich hatte in einer entlegenen Ecke einige Bretter gesichtet, deren Eigentümer zu ermitteln ich wohlweislich unterließ. Sie stellten in meinen Augen eine Art Strandgut dar und konnten womöglich zu einem Tisch zusammengefügt werden. Mit den Brettern allein war es natürlich nicht getan. Jetzt galt es, eine Säge, einen Hammer und vor allem Nägel zu organisieren. Säge und Hammer konnte ich leihweise gegen ehrenwörtliche Verpflichtung zur Rückgabe bekommen, aber Nägel mussten auf besondere Art besorgt werden. Hier waren es nun Fritz und Uwe, die ich auf die Fährte setzte. Sie mussten mit ihren Luchsaugen das gesamte Terrain des Gutshofes absuchen. Man sollte es kaum für möglich halten, mit wie vielen, wenn auch verrosteten und verbogenen, Nägeln sie freudestrahlend ankamen. Das Werk gelang.

Es hatte schon seinen besonderen Sinn, wenn die Familie sich zum Essen um diesen Tisch versammelte, um die Hände zu dem einfachen Gebet zu falten: „Herr, unser täglich Brot gib uns auch heute.“ Wir waren des Dankes voll und hatten dazu allen Grund.

Meine Ilse kochte in der großen Küche im Keller. Dort waren auch andere Flüchtlingsfamilien vom frühen Morgen an tätig. Es wurde nicht nur gekocht, auf der großen Herdplatte wurde fast täglich feuchtes Holz getrocknet. Nur zu leicht gab es bereits dabei Meinungsverschiedenheiten, wenn jemand behauptete, dass es eben sein Holz sei. Mit drohender Haltung wurde manchmal eine eiserne Pfanne geschwungen, und es tönnten Worte, um die Möglichkeit einer weiteren Karambolage anzudeuten, die aber natürlich ausblieb.

Es reizte mich, gelegentlich die Nase in die Küche zu stecken und mit einer zur Schau getragenen Heiterkeit in das Wespennest vorzustößen, wenn der Lärm nach außen drang und wieder mal etwas „im Gange“ zu sein schien.

Erstaunlich, wie schnell manche auf Witz reagierten, sich den Wind aus den Segeln nehmen ließen und auf der Stelle umschalteten. Die meisten hatten ja doch in einer Ecke ihres Herzens noch Sinn für erlösenden Humor. Für viele war nach dem Zusammenbruch und dem Verlust von Habe und Heimat ein an Verzweiflung grenzender Zustand der Hoffnungslosigkeit eingetreten, dem es etwas entgegenzusetzen galt.

Wir kamen auf den Gedanken, einen Bach-Chor zu gründen, dessen Wirkungsstätte das Dorfkirchlein im nahen Tangstedt wurde. Hier war Rudolf bereits etwas tätig, denn die kleine Gemeinde brauchte einen Organisten. Von Rethfurt führte an einem Waldstück vorbei ein Hohlweg nach Tangstedt, den wir zweimal in der Woche zurücklegten, immer von Freude begleitet, denn die Stunden des Übens, dieses Sicheinübens, sollten sich als sehr hilfreich erweisen. Wo buchstäblich alles zerbrochen war oder schien, musste aus der Mitte jedes Einzelnen heraus der Wiederbeginn erfolgen. Die Musik, insbesondere die geistliche mit ihren Sinngehalten, wurde uns eine große Hilfe.

Unvergesslich sind mir die Bibeltexte, die wir wirklich in- und auswendig kannten, wenn es bei Jesaja 9,6 heißt: „Uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben und die Herrschaft ruht auf seiner Schulter; und er heißt Wunder-Rat, Gott-Held, Ewig- Vater, Friede-Fürst, auf dass seine Herrschaft groß werde und des Friedens kein Ende...“

Der Höhepunkt war neben dem ständigen Singen in den sonntäglichen Gottesdiensten ein Kirchenkonzert, zu dem wir in Hamburg ein Programm vervielfältigen ließen.

Wie viel wurde von der äußeren Belastung, die uns aus der Vergangenheit noch anhaftete, mit den Tönen hinweggeschwemmt!

Wie viel sangen wir uns von der Seele, und wie verband gerade diese Gemeinsamkeit uns alle, die Hab und Gut, Haus und Hof und Heimat verloren hatten!

Rethfurt war für die Kinder ein wahres Paradies. Ihr Blickfeld war vollkommen auf die Gegenwart gerichtet. Die tragischen Hintergründe kamen nicht an sie heran. Vergangenheit und Zukunft waren in ihnen nicht wirksam.

Reinhild, mitten im Backfischalter, half ihrer Mutter fleißig und zeigte die praktischen Seiten der Scuhr'schen Erbanlagen. Sie war umsichtig, und was sie anfasste, hatte Hand und Fuß.

Hof Rethfurt liegt einsam auf weiter Flur, und alles musste herangeholt werden. Fritz und Uwe waren hauptsächlich für die Beschaffung von Brennmaterial zuständig, aber schwer zu finden, wenn man sie brauchte. Unsere Pfiffe hörten sie nicht.

Die Eigentümerin, Frau Felix, kam meistens einmal wöchentlich aus Hamburg nach Rethfurt und schlief in einem kleinen Zimmer im zweiten Stock. Der ehemalige Herr des Hauses, Dr. Felix, lebte nicht mehr. Er war Ornithologe, ein kluger, erfolgreicher Mann, wie wir erfuhren. Frau Felix war eine stattliche, energische Dame, die ausgezeichnet disponieren konnte und an einem Tag ihre 20 bis 30 Telefonate erledigte. Mit Großzügigkeit fügte sie sich in das Unvermeidliche der Flüchtlinge. Wir hatten ihr sehr zu danken. Es war aber durchaus zu verstehen, dass diese Frau darunter litt, wenn hin und wieder eine Fensterscheibe zertrümmert oder sonst etwas beschädigt wurde, zumal da es im Augenblick einfach nicht zu ersetzen war. Ich bemühte mich, ihr den laufenden Ärger abzunehmen. Sie bemerkte auch meine glückliche Hand, mit Leuten umzugehen.

Ilse hatte die ganzen Jahre während meiner Abwesenheit schwer kämpfen müssen. Der Krieg stellte an die Frauen in den Städten ungeheure Anforderungen. Vier Jahre oblag ihr allein die Verantwortung für die vier Kinder. Fast täglich gab es Fliegeralarm. Dazu kam die Sorge um Uwe mit seinen Atembeschwerden und

zuletzt ein todkrankes Kind, das sie in der Heilanstalt in Waren zurücklassen musste.

Es war ein Segen, dass ich da war. Sie lebte auf, hatte nun den Schutz, den sie brauchte. Die Sonne des Herzens verbreitete wieder ihre wärmenden Strahlen, und der den Kindern eingebrachte Frohsinn lockte denn auch bald ihren Mutterwitz aus der Verkapselung.

Unser Leben wurde wieder ein richtiges Familienleben.

Die Freundschaft zu den von Oertzens, die sich schon über ein Jahrzehnt bewährt hatte, erlebte hier, nachdem uns das Leben noch einmal geschenkt wurde, eine wahre Auferstehung.

Durch die weitreichenden Papiere des amerikanischen Obersts war es Rudolf möglich gewesen, nach dem Verlassen Saunstorfs, erneut dorthin zu fahren, um unter anderem auch seinen Steinway Flügel zu holen und ihn in Hamburg im Keller einer Bekannten aufzustellen. Hier konnte er jetzt Schülern Unterricht erteilen. Der Verlust der Gutswirtschaft war für Rudolf schwer. Doch war er jetzt für seine Musik freier denn je. Es entstanden hier endgültige Fassungen seiner Kompositionen, die sich ausschließlich der geistlichen Musik zuwendeten.

Unser Leben nahm seine eigenen Formen an. Wir lernten nach und nach Menschen in der Umgebung kennen, auch den Kunstmaler Bollmann. Seine Bilder waren zurzeit nicht zu verkaufen. Wir kamen bei ihm auf die Idee, eine Spielzeugwerkstatt einzurichten. Die Kinder sollten nicht mehr mit Waffen spielen und doch musste man ihren Spieltrieb fördern. Wir hatten inzwischen auch den Holzimporteur Bernhard E. Engelhardt kennengelernt, der sich bereit erklärte, Holz zu liefern. Außerdem bekamen wir es fertig, beim Arbeitsamt für mich einen Berufsausweis als Maler im Bereich der angewandten Kunst zu erhalten. Alfred Mahlau in Lübeck hatte Entwürfe für Harlekin gemacht. Die ersten Probestücke waren gut ausgefallen, und die „Serienarbeit“ konnte beginnen.

Reinhild wurde mit eingespannt, und wir waren nun ausgelastet. Jeder machte an jedem der Harlekinen eine Kleinigkeit. Zu Dutzenden baumelten sie über uns und sollten trocknen. Der Absatz war überraschend gut. Das „Unternehmen“ schien tatsächlich die Grundlage für eine Existenz bilden zu können.

Wir sahen ihn immer noch vor Augen, den Brand Hamburgs, den wir tagelang in über hundert Kilometern Entfernung am Himmel verfolgt hatten. Jetzt sollten wir die zerschundene Stadt wiederssehen, Hamburg, das uns Mecklenburgern so ans Herz gewachsen war. Von Rethfurt aus lag es immerhin in erreichbarer Nähe. Die Außenbezirke Ahrensburg, Volksdorf und Poppenbüttel waren von den Angriffen weitestgehend verschont geblieben. Aber als wir dann in das Innere der Stadt kamen, bot sich uns ein grauenhafter Anblick. Barmbek, Wandsbek sowie die Gegend um den Hafen herum hatten schwer gelitten. Die Mönckebergstraße bot ein trostloses Bild. Der große Karstadtkomplex war nahezu ausgebrannt, die Geschäfte in der Spitalerstraße waren fast alle zerstört. Der Hauptbahnhof, dieses Nervenzentrum des Verkehrs, ein Wrack. Ruine neben Ruine. Uns blutete das Herz.

Doch der Krieg war vorbei, und die Wunden begannen, wenn auch langsam, zu heilen. Die Hamburger hatten unmittelbar nach Beendigung der Kampfhandlungen damit begonnen, die Trümmer zu beseitigen. Es war auch nicht alles vernichtet worden. Das schöne Hulbe-Haus war wie durch ein Wunder unbeschädigt geblieben. Auch das Rathaus stand, ebenso das „Continental-Hotel“ und das „Atlantik“.

Die Strom-, Gas- und Wasserversorgung waren wieder in Gang gekommen. Die Hochbahn fuhr, und die Gleise im Hauptbahnhof wurden von allen Hindernissen befreit, sodass der Zugverkehr, wenn auch in begrenztem Umfang, aufgenommen werden konnte. Auch die Straßenbahnen versahen wieder ihren Dienst.

Es bestand kein Zweifel, Hamburg war zu retten. Ein friedliches Ziel vor Augen, ließ die Menschen einzigartige Leistungen vollbringen. Nottürftige Verkaufsbuden auf den Straßen brachten auch den Kleinhandel wieder in Gang. Die meisten Läden waren jedoch unbenutzbar. Gehamsterte Ware fand jetzt den Weg aus den Verstecken zu den Verbrauchern und wurde zum Teil mit Wucherpreisen angeboten. Der Wert unseres Geldes schmolz dahin wie Butter an der Sonne. Schwarzhandel blühte, und die Schieber schwammen in ihrem Fett. Die Behörden schienen dagegen machtlos zu sein. Ich hatte das alles ja bereits einmal erlebt.

Wie ein Wunder war auch die Laeiszhalle, dieser große Komplex, unversehrt geblieben. Hier fand nun das erste Konzert statt. Wir hatten von Anbeginn an besondere Empfindungen. Der Konzertsaal war bis auf den letzten Platz besetzt. Conrad Hansen betrat das Podium und begann Beethoven zu spielen, dann die Brahms-Sonate f-moll Nr. 3 mit einer Ergriffenheit, die eine große Erschütterung auslöste. Wurde uns bewusst, dass von Deutschland, dem untergegangenen Vaterland, doch noch etwas nachgeblieben war?

Es gab ja noch Bach, Beethoven und Brahms, es gab Mozart und Händel und Haydn! Es gab die musikhungrigen Seelen, denen in der tiefen Not, in der sich alle befanden, diese Schätze vielleicht noch nie so viel bedeutet hatten.

Ich habe niemals in einem Konzert weinende Menschen erlebt. Aber es war der völlige Zusammenbruch, den wir hinter uns hatten, der dieses Konzert so tiefgreifend auf uns wirken ließ. Die Schleusen öffneten sich ohne Zutun und waren der Kontrolle des Willens entzogen. Es gab niemanden, der sich seiner Tränen schämte. Dieses erste Konzert nach dem Krieg gehört zu den stärksten Eindrücken meines Lebens.

Madsen, der Gutspächter, fragte eines Tages, ob wir bereit wären, bei der Kartoffelernte mitzuhelfen. Alle, die gesunde Knochen

hatten, waren dann auch dabei, als es eines Tages losgehen sollte. In früher Morgenstunde traten wir auf dem riesigen Kartoffelschlag an, um wie die anderen Helfer „eingeteilt“ zu werden.

Jede Gruppe bekam einen Streifen zugewiesen. Zu unserer Gruppe gehörten auch unsere Kinder. Ausgerüstet mit Körben erwarteten wir den Kartoffelroder, und wenn er unseren Streifen passiert hatte, machten wir uns flugs daran, die Knollen in die Körbe zu sammeln und in einen hinter uns stehenden Wagen zu schütten.

Es wurde ein gutes Tempo vorgelegt. Die beiden flinken Jungen waren uns eine große Hilfe, sodass wir beim Umrunden der Rodemaschine stets eine kurze Verschnaufpause herauswirtschaften konnten.

Fünf Tage waren wir von morgens bis abends dabei, und dann bekamen wir unseren „Lohn“ zugemessen. Eine Hälfte in bar und die andere Hälfte in Kartoffeln, denn die Sachwerte lösten den zunehmend zweifelhafter werdenden Wert des Papiergeldes ab, dessen ehemalige Deckung in „Gold“ bereits sagenhaften Zeiten angehörte.

Ich fragte Madsen, wie hoch der Prozentsatz sei, der nicht durch Kartoffelroder erfasst würde, denn es war mir klar, dass bei dem Tempo, mit dem der Roder über den Boden hinwegfuhr, eine Menge zurückbleiben würde. Madsen sagte, es gingen etwa zehn Prozent verloren.

Nun waren wir an Ort und Stelle in der glücklichen Lage, als Erste zu erfahren, an welchem Morgen das Nachsammeln gestattet wurde. Wir hatten jedenfalls den Wecker auf vier Uhr gestellt und zogen in das frühe Morgengrau hinaus, um unser Werk zu beginnen. Wir waren hellwach und in Hochstimmung.

Fast bei jedem Zuschlagen mit der Hacke flogen zwei, drei Knollen an die Oberfläche, und ein ganzer Sack war bereits gefüllt, als wir in ziemlicher Entfernung auf dem Feld, wenn auch nur in Umrissen, weitere Nachsammler feststellen konnten. Als

der zweite Sack voll war, es war gegen sechs, mochte das Feld mittlerweile einem amerikanischen „claim“ geglichen haben, auf dem die „Goldsucher“, einer neben dem anderen, den Boden durchwühlten.

Laufend erschienen nun Lastwagen. Etwa um acht Uhr war das Feld schwarz voller Menschen, die immer wieder die bereits durchgehackten Schläge durchsuchten, um hin und wieder doch noch eine der kostbaren Knollen zu finden. Zu diesem Zeitpunkt hatten wir unser Werk getan und zogen mit dreieinhalb Zentnern heimwärts. Wenn wir auch nicht in der Lage sein würden, die vielen Kartoffeln selbst zu verzehren, so waren diese als Tauschobjekt von unschätzbarem Wert und hatten nahezu Währungscharakter. Wir konnten kurz darauf sogar gegen Kartoffeln ein Fahrrad eintauschen, ohne unseren Bestand dadurch ernstlich zu verringern.

Die Kontakte mit der weiteren Umwelt hatten sich mit der Zeit verbessert. Die Post funktionierte wieder. Meine Schwester Magdalene in Wismar schrieb, ein Kriegskamerad von mir hätte sie aufgesucht und ihr ein Büchlein gezeigt, in das ich damals in Hochwörden meine Wismarer Anschrift eingetragen hatte. Nun wusste sie, dass ich lebe. Dann beschrieb sie, dass die Engländer im Nebenhaus Quartier bezogen, aber in unserem großen Esszimmer ihre Festivitäten abgehalten hätten. Dabei hatten sie das von meinen Eltern stammende wertvolle Wedgewood-Geschirr mitgehen lassen. Eines Tages rückten sie dann ab. Sie selbst sei ungeschoren geblieben.

Kurz darauf hätten sich Russen eingestellt, die ganz naiv und zutraulich zu ihr gesagt hätten: „Du, Babuschka, Du waschen für uns und wir bringen Fleisch und Butter“, was sie dann zu ihrer Freude auch getan hätten. Sie seien sehr kinderlieb und hätten mit den Kleinen in der Gegend ihren Spaß.

Auch mein Prokurist, Karl Dieckelmann, beschrieb in einem längeren Bericht genau die Vorgänge beim Brand des Geschäftes. Es

soll ein furchterregendes Großfeuer gewesen sein. Die Feuerwehr wäre in diesen Tagen nicht mehr einsatzfähig gewesen. So sei alles bis auf die Grundmauern niedergebrannt, ein Raub der Flammen geworden. Es wäre ein Segen, dass ich es nicht hatte mit ansehen müssen.

„Schnell, schnell, Vati, komm ganz schnell!“

Uwe war völlig aus dem Häuschen. Da wir für alles ungewöhnlich viel Zeit hatten und uns jede Hast zuwider war, sträubte sich etwas in mir. Ich hatte wenig Lust, Uwes Entsetzensschrei zu folgen.

Aber Uwe ließ nicht locker: „Ein Bock, Vati, ein richtiger riesiger Rehbock hat sich im Park verirrt und ist in den Teich gelaufen, wo er nicht wieder raus kann. Er versinkt im Sumpf und ertrinkt. Das Wasser steht ihm schon bis zum Halskragen. Du musst den Bock sofort retten!“

Ganz langsam gingen wir beide durch den Park an den Teich, wohin wir unbemerkt gelangten. Der Bock stand verängstigt in der Mitte des Teiches und rührte sich nicht vom Fleck. Er konnte es auch wohl nicht mehr, denn seine Läufe steckten tief in der Modder, und wenn er einen Lauf anzuheben versuchte, sackte der andere umso tiefer. Das nahende Ende war abzusehen. Da keine Zeit zu verlieren war, entschloss ich mich auf der Stelle, in den Teich zu gehen. Blitzartig schoss mir ein ganzes Bündel von Gedanken durch den Kopf, denn es ging ja schließlich nicht nur darum, das Leben des Rehbocks zu erhalten. Es ging um mehr.

Ich hatte meine Not, mich an den Bock heranzuarbeiten, denn auch ich sackte ziemlich tief ein. Der Bock konnte mir jedoch nicht mehr entkommen. Er war schon ziemlich matt und ließ sich, ohne dass er sich sträubte, aus dem moorigen Untergrund herausziehen. Hier kam er sogar wieder etwas zu Kräften. Als langjähriger Jäger wusste ich, was es zu tun galt. Es war das Werk einer Minute, ihn abzunicken.

Wir schleiften den Bock in einen dichten Busch, brachen ihn auf, verscharften auf der Stelle die Eingeweide und hingen ihn dann zunächst in dem im Park befindlichen Bunker auf. Das Weitere würde sich finden.

Uwe sah schon den Rehbraten auf unserem Tisch, und das Wasser mochte ihm im Munde zusammengelaufen sein. Ich sprach mehrfach auf ihn ein, dass er zu keinem etwas sagen dürfe, denn dann sei alles verloren.

Es war ja gar nicht zu fassen, dass wir bei unserer schlechten Ernährungslage plötzlich in den Besitz eines ausgewachsenen Rehbocks gekommen waren! Nun musste buchstäblich Kriegsrat gehalten werden. Ich begab mich zu meinem Freund Rudolf, der oben in seinem Olymp die kompositorische Tätigkeit auf der Stelle unterbrach, denn es stand Wichtiges zur Beratung an.

Mit dem Fang des Bockes war es allein nicht getan. Nun wurde die Frage aufgeworfen, wem der Bock von Rechts wegen gehöre. Ob Frau Felix die Eigentümerin sei oder ob der Bock demjenigen zustand, der das gesamte umliegende Jagdterrain gepachtet hatte. Schließlich wurden wir uns einig. Wir wollten Mutter Felix über diesen „Fang“ ins Bild setzen und ihr den Rehrücken zum bevorstehenden Geburtstag auf den Gabentisch legen. Rudolf mit seiner Familie sollte eine Keule und ein Blatt haben und ich mit den Meinen das Gleiche und als derjenige, der den Bock „erlegt“ hatte, sollte ich dann noch die Leber und den Hals bekommen, den ich um ein Stück vom Rücken verlängerte.

Aber der Bock hing immer noch im Bunker, er musste unter allen Umständen so bald wie möglich von dort entfernt werden. Ich ging mit einem Sack in den Park und verstaute den Bock darin. Ohne von jemandem bemerkt worden zu sein, landete ich mit meinem Sack im Keller. Soweit waren wir jedenfalls. Das Tranchieren fand zu nächstlicher Stunde statt, als das übrige Haus bereits in tiefem Schlummer lag. Dann aßen wir, als Auftakt, mit äußerster Vorsicht angerichtet, die Leber, zu der wir Rudolf und Marie Luise einluden.

In der darauffolgenden Nacht luden sie uns zu einem Blatt ein. So speisten wir eine ganze Woche hindurch. Ich spüre noch heute den feinen Geschmack auf der Zunge.

In Kayhude wollte ein Schlachter einen Laden aufmachen. Ich war zufällig Zeuge bei seinen letzten Vorbereitungen und wurde tatsächlich der erste Kunde. Das hatte auf alle Fälle etwas Verbindendes. Ich fragte ihn, ob er schon Einwickelpapier hätte.

„Das muss jeder mitbringen“, meinte der Schlachter. „Vielleicht kann ich Ihnen etwas besorgen“, sagte ich. Mein Vetter Friedrich Hammer in Lübeck hatte eine Papiergroßhandlung. Nach Lübeck war per Anhalter leicht zu kommen. Meine Bemühungen hatten Erfolg, und kurz darauf kam ich bereits mit einer gewichtigen Rolle in Kayhude an. Was tut man nicht alles! Die Fleischportionen, die es auf Marken gab, waren derart klein, dass man sie im Topf kaum wiederfand, noch dazu, wenn es sich um Hammelfleisch handelte. Wie der Meister es denn tatsächlich möglich machte, mir trotz der strengen Regulierung einen vierpfündigen Kalbsbraten anzutragen, brauchte mich nicht zu interessieren.

Aus der Heimat erreichte mich erneut ein Ruf. Der Prokurist Dieckelmann berichtete nun ausführlich über die Plünderung des großen Warenhauses, in dem die Verkaufsgemeinschaft Karstadt-Otto untergebracht war. Die letzte Stecknadel sei damals, Anfang Mai, Opfer des Chaos geworden. Um die Versorgung überhaupt in Gang zu bringen, war es ihm möglich gewesen, aus Heeresbeständen erhebliche Mengen Ware zu kaufen. Von der Commerzbank wurde ein größerer Kredit zur Verfügung gestellt. Bereits seit dem 22. Mai hatte der Betrieb wieder seine Pforten geöffnet. Das Warenlager war allerdings nun aus lauter „linken Stiefeln“ zusammengesetzt. Die Finanzbehörden teilten mit, dass das Jahr 1945 nicht zur Steuerveranlagung herangezogen würde, um den Betrieben überhaupt die Möglichkeit zu geben, Eigenmittel zu bilden. Dieckelmann fragte, wann ich denn nun käme.

Jetzt stand erst einmal Weihnachten vor der Tür. Der Tannenbaum war beizeiten aus dem nahen Wald geholt und auf einen kunstvoll gezimmerten Fuß gesetzt worden. Die Kinder hatten, angeregt durch die kunstgewerbliche Tätigkeit bei Bollmann, aus Pergament eine kleine Krippe zusammengebastelt. Unser Tisch war mit Tannengrün geschmückt, und als es dann so weit war und wir das Fest mit den Weihnachtsliedern unserer Jugend begannen, überkam uns doch große Rührung, besonders bei den Versen: „Zwei Engel sind hereingetreten, kein Auge hat sie kommen seh'n. Sie gehen zum Weihnachtstisch und beten und wenden wieder sich und geh'n.“ An den Festtagen glitten in stillen Stunden die Gedanken zurück, aber sie versuchten auch voranzueilen. Am Horizont zeichnete sich die Frage ab, wo uns wohl im kommenden Jahr der Stern von Bethlehem leuchten würde.

In mir keimte der Gedanke an eine Heimkehr. Das Jahr des Zusammenbruchs war nun überstanden. Der Drang zu neuem Tun gewann an Kraft. In Hamburg lief mir eine Schwerinerin über den Weg. Es war Charlotte Mirow-Kadgin, die Pianistin. Ende Januar wollte sie über die Grenze gehen. Diese Frau verfügte über ein ungewöhnliches Maß an Energie und wusste, sich bisher überall durchzusetzen.

Der Entschluss stand nun auch für mich fest. Ich hatte den Plan, es zunächst ohne Ilse und die Kinder zu versuchen und mich in Wismar umzusehen. Sobald als möglich sollte die Familie, aber mit behördlicher Genehmigung, folgen.

Es kam der Abschied. Rudolf und ich gingen in einer der letzten Stunden noch durch den Park. Wir besprachen vieles. Ich dankte Rudolf für alles, was er für uns getan hatte.

In der Nacht vom 30. zum 31. Januar 1946 wollen wir es in der Nähe von Uelzen versuchen. Das Unternehmen steht mir wie ein Berg bevor. Wir sind alle in einer gelinden Aufregung. Schnaps und Zigaretten als Wegbereiter sind besorgt. Die Konzentration

auf die Realitäten erleichtert den Abschied. Es ruft das Leben, und es ruft die Heimat.

Wir fahren. Charlotte hat natürlich viel zu viel Gepäck, ich selbst habe an die fünfzig Pfund. Vorläufig sitzen wir im Zug und rollen der Grenze entgegen. In Uelzen fragen wir am Buffet des Bahnhofsrestaurants einen Kellner. Sie sind die Propheten des Tages, hören die Flöhe husten und wissen, wo ein Loch im Zaun ist. Er gibt uns zweideutige Hinweise, die dem Orakel der Pythia von Delphi gleichen. Schließlich meint er, man könne es „riechen“, wenn es brenzlich werden sollte. Es kämen täglich „welche“ durch. Das aufregende Unternehmen des Grenzüberganges nimmt nun trotz meiner Hemmungen konkrete Formen an. Wir fahren dicht an die Grenze bis zum Dorf Nienhagen. Schon im Zug treffen wir Leidensgenossen. Alles fragt kreuz und quer. Jeder versucht, sich seine innere Unsicherheit von der Seele zu reden.

Nienhagen ist ein kleiner Grenzort. Im Dorfkrug sammeln sich die Betreffenden, oder besser gesagt, die Betroffenen. Ein sogenannter „Führer“ berichtet, dass das Unternehmen am Vorabend geplatzt sei. Schüsse seien gefallen. Man habe es mit bissigen Hunden zu tun gehabt. Wir hören, dass es eine sehr umfangreiche Kolonne gewesen sei.

Ich frage mich, habe ich es nötig, mich in solche Ungelegenheiten zu begeben? Müssen wir uns in Deutschland nachts durch das Land stehlen, um in die Heimat zu kommen?

In mir kocht es wie in einem Kessel. Charlotte redet heftig auf mich ein, ich beruhige mich wieder.

Wir haben uns jetzt mit sieben anderen zusammengeschlossen und einen Sonderführer angenommen. Eine kleinere Gruppe scheint bessere Voraussetzungen zu bieten. Unser Sonderführer sagt uns, wir sollen die Kneipe unauffällig verlassen und dann mit ihm in einer entlegenen Scheune einen Teil der Nacht verbringen. In frühester Morgenstunde würden wir dann den „Sprung“ wagen. Wir gehen nun in die besagte Scheune, wo wir uns ein Plätzchen

aussuchen in der stillen Hoffnung, für kurze Zeit wenigstens beide Augen schließen zu können. Nach einer Viertelstunde, kaum, dass wir etwas eingeduselt waren, dringt ein großer Haufen ebenfalls in die Scheune ein und bezieht Quartier. Wir sind der Verzweiflung nahe. Die Hoffnung, in einer kleinen Gruppe die Grenze überqueren zu können, ist gegenstandslos geworden. An Schlaf ist überhaupt nicht zu denken.

In der Stockfinsternis kann man nicht die Hand vor Augen sehen. Feuer darf nicht gemacht werden. Es will jemand austreten, tritt aber einem anderen versehentlich ins Gesicht, und schon ist das größte Spektakel im Gange. Blinde Wut ist zu spüren. Die Minuten schleichen dahin, aber schließlich ist es doch halb vier Uhr.

Urpötzlich kommt Leben in die Masse. Alles steht jetzt auf. Dieser „Aufbruch“ ist völlig spontan und trägt uns einfach mit sich fort. Draußen gießt es in Strömen. Der Matschschnee löst sich in Wasser auf. Unser Sonderführer sagt: „Bei diesem Wetter und um diese Stunde müsste es klappen.“ Alle Bedenken werden beiseitegeschoben. Es heißt nur noch: „Heute oder nie.“

Ich nehme Charlotte an den Arm. Wir gehen über aufgeweichte Wiesen, sinken tief ein. Schuhe und Strümpfe sind quatschnass. Aber das ist jetzt Nebensache. Schweigend geht es durch den strömenden Regen. Noch niemals war er mir so willkommen. Wie ein mächtiger Lindwurm bohrt sich die riesige Menschenschlange in den Raum. Es sind etwa 45 Personen. Wir überqueren einen Bach. Einige flüstern ziemlich laut: „Leise, leise, leise!“. Eine Stimme ruft:

„Halten Sie doch Ihr dreckiges Maul! Sind Sie denn wahnsinnig?“ So nähern wir uns dem Grenzzaun. Jetzt sind alle ganz still. Jeder weiß, wenn er durch Unvorsichtigkeit das Unternehmen zum Platzen bringt, geht es ihm an den Kragen. Dann stehen wir an der Zonengrenze. Das Herz schlägt fast hörbar. Wir vernehmen ein leises Knacken. Es sind die mitgeführten Drahtscheren, in deren Kehlungen zur Dämpfung Stoffreste gelegt sind. Der Draht wird auseinandergebogen und einer nach dem anderen schlüpft

hindurch. Eisiger Wind kommt uns aus Osten entgegen. Von Posten und Hunden ist nichts zu hören und zu sehen. Schweigend geht es nun über Pflugäcker und Wiesen. Das Gepäck saugt sich mit Wasser voll und wird laufend schwerer. Der Wille zur Heimkehr trägt uns über alle Hindernisse hinweg.

Wir sind bereits eine Stunde unterwegs und schieben uns langsam in die dunkle Mitte zwischen zwei Dörfern, die hell erleuchtet sind. Die Führer wollen zurück und verabschieden sich. Sie überlassen uns jetzt unserem Schicksal.

„Aufpassen auf Radspuren!“, sagen sie noch. Patrouillen sind immer unterwegs. Aber das dicke Ende hätten wir geschafft, meinen sie.

Unsere Gruppe wird jetzt kleiner, denn manche schlagen eine andere Richtung ein. Wir kommen an ein Mühlengehöft, das man uns vorher beschrieben hatte. Es beginnt bereits zu dämmern.

Plötzlich, ein Schock. Wir sehen Fahrradspuren. Sie führen aufs Gehöft und sind noch frisch. Das Herz stockt uns im Leibe. Wir vermuten, dass der Posten beim Bauern frühstückt. Aber dann stellen wir fest, dass die Spur von einer Schubkarre stammt und auf dem Misthaufen endet. Der Bauer hat frischen Dung aus dem Stall abgefahren.

Wir entwickeln einen sechsten Sinn für Sicherheit wie ein Tier, das sich auch nur auf seinen Instinkt verlässt. Hinter der Mühle geht es auf ein Waldstück zu.

Erneut ein Schock. Wir sehen deutlich ein Lichtsignal und drücken uns an einen Busch. Die Augen sind helllichtig. Wir sehen bereits Gespenster.

Einer von uns kriecht etwa fünfzig Meter im Graben voraus auf den Wald zu. Er kommt zurück und sagt, er habe deutlich deutsche Stimmen gehört. In uns ist eine unbeschreibliche Aufregung. Wir gehen nun mutig auf den Waldrand zu und treffen drei Versprengte, die mit uns herübergekommen waren. Sie hatten sich nur eine Zigarette angezündet.

Wir kommen nun zu einer Försterei und klopfen an das Fenster eines Zimmers, in dem Licht brennt und das offenbar der Mamsell gehört. Wütend reißt sie das Fenster auf. Aber dann erkennt sie, dass es Heimkehrer sind und zeigt uns den Weg.

So kommen wir endlich aus der Gefahrenzone heraus, können uns jetzt fast laut unterhalten und jeder macht seinem Herzen Luft. Es graut der Tag. Wir nähern uns schnell einer Ortschaft, kehren in einen Gasthof ein, wo schon Leben zu sein scheint und verhandeln mit der Wirtin über eine Mehlsuppe, denn wir haben mittlerweile großen Hunger. Langsam werden die Lebensgeister wieder wach und gewinnen Oberhand.

Es heißt, dass gegen Mittag Langholzwagen nach Salzwedel führen, die uns mitnehmen könnten. Aber der Regen ist wieder stärker geworden. Die Fuhren werden abgesagt. Wir verhandeln mit dem Wirt, ob er gegen eine größere Geldsumme einen Kutschwagen auftreiben könne. Er kann. Unsere Sammlung ergibt einhundert Mark. Das zieht so gut, wie die Pferde vor seinem Wagen ziehen werden. Mit einem Glücksgefühl verstauen wir unser Gepäck und besteigen das Gefährt. Der Regen hat aufgehört, und die Stimmung steigt. Wir fangen sogar an zu singen. Wie wohl das tut! Der Wirt selbst hat noch eine Flasche Wodka bei sich, die kreisend die Runde macht.

Wir gleiten langsam in einen euphorischen Zustand hinüber. Das Herz will uns fast vor Freude springen. Der Regen war tatsächlich unsere Rettung gewesen. Dann fährt uns der Wirt zum Bahnhof nach Salzwedel, wo bald ein Zug nach Wittenberge abfährt. Die Züge zeigen noch die Spuren des Krieges. Keine Fensterscheiben, aufgerissene Polster, abgeschnittene Lederriemen. Da es von allem nichts gibt, wird buchstäblich alles demontiert. Mit den Lederriemen werden Schuhe besohlt.

In Wittenberge bleiben wir die Nacht bei der Sängerin Marianne Ammerpohl, einer Freundin von Charlotte. Des Erzählens ist kein Ende. Immer wieder wird Charlottes Pelzfutter geöffnet, in das sie

die vielen Zigaretten eingenäht hat. In dieser Situation können wir von den Stäbchen nicht genug bekommen. Am nächsten Morgen geht es nach Schwerin weiter, wo ich mich von Charlotte trenne.

Mit merkwürdigen Gefühlen durchschreite ich in Wismar die Untertunnelung des Bahnhofs, gehe dann geradenwegs durch die Stadt und stehe zuletzt in der Krämerstraße vor der Ruine meines zerstörten Betriebes. Das Herz krampft sich zusammen.

